

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1927

22 (3.12.1927)

Der Marktgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 22

Lörrach, 3. Dezember 1927

4. Jahr

Zur Burtefeier

Eine Woge neu erwachtes Leben
Pflanzte sich durch Deutschlands Seele fort:
Daß wir angeschmiedet uns erheben,
Freiheit in zerrissne Wimpel weben,
Ist das Feuer „Deutsches Dichterwort“ —
Denn der Völker große Geistesiege
Waren ewig ihrer Freiheit Wiege.

Von der Muse unsres Vaterlandes
An der Ilm, in tiefen Schlaf gehüllt,
Blieb uns nur der Zauber des Gewandes,
Einst die Werkstatt deutschen Dichterstandes,
Der versinkend eine Welt erfüllt. —
Und der Wanderer findet nur die Kette
Brauner Blätter auf dem Sterbebette.

Jenen Hauch aus Weimars stolzen Tagen
Mischten uns die Väter in das Blut;
Mitten aus den sflavenharten Plagen
Schwingen sich in solchen Himmelswagen
Deutschlands Dichter aus der grauen Flut.
Glücklich Volk, das von den Dichtern lernte,
Wie man Freiheit aus dem Liede ernte.

Und es brachten uns aus Weimars Toren
Dichterboten ein Gedächtnismal,
Da ein Geist, von Heimatblut geboren
Lieder sang, daß Deutschland nie verloren,
Lorbeer krönt ein Volk am Marterpfahl.
Und die Nachwelt soll dereinst berichten,
Daß in Fesseln wir von Freiheit dichten.

Ob die Feinde Bitt'res auch erfassen,
Um zu löschen dieses Wunders Licht,
Weht vom Norden zu den Schwarzwaldtannen
Rheinisch Lied und Lied der Alemannen,
Daß die sorgenschwere Nacht zerbricht.
Lied vom Elsaß, Lied von Schleswigs Dünen:
Deutschland lebt, und Gott wird Straßburg sühen.

Liebe läuten Dir die Heimatglocken,
Haben nicht der Medicäer Gold,
Möchten Deine Lieder Dir entlocken,
Möchten Sie in alle Lande flocken,
Bringen Heimatliebe Dir als Sold.
Daß die Kunst Dir wie des Herbstes Garbe
In die Seele scheint mit Flammenfarbe.

Denn der Freiheit göttliche Gedanken
Sind Unendlichkeit der Phantasie,
Sternegebunden schweben ihre Ranken
Frei von allen engen Erdenstranken,
Menschheitstraum uralter Melodie:
Vaterland, das seiner Knechtschaft wehret,
Volk ist frei, das seine Dichter ehret.

Volk wird kämpfen, wie die Ströme rauschen
Auf ein altes Ewigkeitsgeheiß,
Deutsches Volk will seinen Dichtern lauschen,
Will die Freiheit nicht mit Knechtschaft tauschen,
Denn es lebt in Deutschland sich so heiß
Und der Dichter sinnend greift zur Flöte:
Spielt ein Lied von Deutschlands Morgenröte.

Rheinfeldern (Baden), 27. November 1927

Dr. Ewald Herzog

Die Morgenfeier in Lörrach

Hermann Burte zu Ehren, am 27. November 1927

Der Große Hirschenaal war überfüllt. Längs der Wände, auf dem Gange, in der Schänke drängten sich die Menschen. Auf dem Podium, das von Gärtnermeister Otto Rusers Freundeshand mit Palmen und Lorbeer prächtig geschmückt war, stand der Männerchor Lörrach. Unter Albert Hühigs Leitung sang er das ewig herrliche Schillerlied: „Freude schöner Götterfunken“! Das war der rechte Aufschwung zu einer Morgenfeier, wie Lörrach sie noch nie erlebt hat und wohl so schnell nicht wieder erleben wird. Aus der Sängerschar löste sich eine Brennelgestalt los, Elisabeth Bliß, die klassische Sagerin alemannischer Gedichte, und sprach mit sicherer Künstlerschaft Burtes „Flügeltröb im Grasgarten“. Dieses zugleich wirklichkeitswahre und geisterhafte Gedicht mit seinem schlagenden Schluß überwältigte die Hörschaft. Dann sang der Männerchor das Burtelied „Lebewohl am Rhein“ in der Vertonung von Franz Philipp; der große Tonsetzer hat den tragischen Gehalt der Worte ergreifend in der Weise wiedergegeben und verklärt.

Jetzt trat Professor Dr. h. c. Karl Berger, eine imponierende Erscheinung, festlich geschmückt mit der heftigen Großen Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, an das Rednerpult, um in glänzend aufgebauter, durchdachter und durchgearbeiteter Rede eindringlich und tief schürfend, aber leicht verständlich und überzeugend, ein Lebens- und Schaffensbild des gefeierten Dichters zu geben und das alte Sprichwort zu widerlegen, daß der Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande. Es ist unmöglich, diese Meisterrede in knappem Auszuge mitzuteilen. Sie wird in einem ihrer würdigen Druck in der Auer-Presse Lörrach erscheinen. Jeder aufmerksame und mitfühlende Hörer empfand mit dem hinreißenden und hingerissenen Redner die Wahrheit seiner Schlusssätze:

„Tausende erblicken in Hermann Burte einen Führer und Deuter deutschen Lebens, vor allem die in der Jugendbewegung stehen, haben erkannt, daß hier ein Lebenswert an die Erneuerung des deutschen Geistes gesetzt wird. Der Kreis um Burte wird sich erweitern, um so schneller und stärker, je mehr der Kreis derer wächst, die liebevolles Verständnis für unser Schicksal, und für des Lebens überzeitliche und überpersönliche Güter hegen, und die die heiligende, erhebende Tragik der Not als Heimruf zu unserem besseren Selbst verstehen. Das ganze deutsche Volk sollte diesen Ruf vernehmen, müßte auf Burtes Stimme hören. Er ist dessen würdig, denn, wie ein Berufener gesagt hat, wir haben nur wenige Dichter seines Grades, keinen einzigen seines Schlages. Wem das zuviel gesagt scheint, der wende sich an die Schillerpreisrichter, die mit ihrem Sachverständigenanspruch all dies Lob anerkannt und übertrumpft haben.

Jedenfalls dürfen Sie, hochverehrter und höchstgeehrter Herr Dr. Burte, in der Gewißheit, daß Ihr Wesen, Wollen und Wirken erkannt und anerkannt ist, in stolzer Zuversicht weiter schreiten auf der Bahn Ihres Schaffens, jenes Weges, der Sie von Maulburg bis zu den Zinnen des deutschen Ruhmes-tempels geführt hat. Heil und Glück auf! zu Ihren weiteren, höheren Flügen!“

Die ganze Hörschaft war bewegt und erschüttert von diesen begeisterten aber wahrhaftigen Worten und dankte dem Redner mit echtestem Beifall. Lörrach kann glücklich sein, einen Mann wie Berger — den größten und besten Biographen Schillers! — in seinen Mauern zu haben.

Was in der Seele der Hörer eine Ahnung war, hat Bergers Rede ihnen zum Bewußtsein gebracht, hochgeistig, aber volksnahe.

Nach vertostem Beifallssturm erscholl, wie aus höherer Sphäre, engelhafter Gesang. Ein Kinderchor, aus Schülern der Oberrealschule und Mädchenrealschule gebildet, sang unter Leitung des Vertoners, Hermann Boetsch, wunderbar melodisch und voller Jubel und Wehmut drei Lieder aus der „Madlee“. — Was der Männerchor leistet, weiß der Eingeweihte. Dieser Verein hat unter Albert Hühigs Leitung das große Verdienst, als erster die „Madleelieder“ in der Vertonung Franz Philipps aufgeführt zu haben, die überraschend schnell, trotz ihrer Sing Schwierigkeit, in Schwung gekommen sind. Aber dieser Kinderchor, von der unvergleichlichen Spannung junger Mädchenseelen getragen, den Absichten des Führers mit Ernst und Eifer hingegeben, bot eine einzigartige, unendlich rührende Gabe. Auf diese Leistung kann Boetsch als Tonsetzer und Chorleiter stolz sein und seine Sänger und Sängerinnen auf ihren prächtigen Lehrer. Sie haben sich Aller Herzen erjungen, die feuchten Augen bewiesen es!

Dann sprachen drei Schüler vom Hebel-Gymnasium Gedichte aus der „Flügelspielerin“ und „Ursula“: Heinrich Lührmann sagte das „Kraftwort“, Hildegard Blaudmeister die „Bauernflur“ und Kurt Schäfer das „Deutsche Leute“; gute Proben von Burtes vielseitiger Dichtkunst.

Und nun erhob sich der bisherige Oberbürgermeister von Lörrach, Dr. Erwin Gugelmeier, nunmehriger Präsident in Mannheim, zu seiner letzten amtlichen Handlung in der Stadt seines 21jährigen Wirkens. Seine ragende, weltmännische Gestalt, die gewinnende, freundliche Miene, die prächtige, wohlklingende Stimme zwangen sofort die ganze Fei ergemeinde in seinen Bann: er verlas den Glückwunschbrief des Stadtrats an den Dichter und betonte, daß er glücklich sei, seiner Zeit mit dem einmütigen Einverständnis aller Parteien, von ganz rechts bis ganz links, dafür gesorgt zu haben, daß Burte nach dem Kriege im Flachsländerhof eine für einen Dichter passende Wohnung erhielt, gedachte auch des freundschaftlichen Zusammenwirkens mit Burte im Bürgelbunde, dankte im Namen der Stadt ihrem hervorragenden Mitbürger und großen Dichter und übergab im Auftrage des Stadtrats ein Ehrengeschenk, eine von Professor Max Läger in Karlsruhe geschaffene Majolikaplastik: das Werk eines gebürtigen Lörracher Künstlers für den in Lörrach heimischen Dichter.

Damit hatte die Feier ihren Höhepunkt erreicht und nur der Dichter hatte noch zu danken. Man sah es Burte an, als er auf das Podium stieg, daß er die Bedeutung dieser Morgenfeier richtig erfaßt hatte: der sieghafte Durchbruch in der Heimat! Der sonst so wortgewandte und schlagfertige Redner wich dem dankerfüllten Menschen. Ein leise gewandeltes Zitat aus dem „Schmelzofen“ von Hebel war Alles, was er sprach: I cha's nit sage, wie-ni sott: Vergelt Jch's Gott, vergelt Jch's Gott! Diese glückliche Wendung zündete, und brausender Beifall erleichterte die von Rührung und Freude ergriffenen Zuhörer. Mit Wucht und Schmelz sang der Männerchor das machtvolle „Markgräflerlied“ aus der „Madlee“ und als es in den letzten Zeilen hieß: „Do stimmt aim aa un nimmt aim ii: d' Markgräfler Seel am Rhy!“ war das Lied greifbare und augenscheinliche Wahrheit geworden.

F. H. A.

Die Markgräflerin spricht:

Grüß Ich Gott, Ihr liebe Lüt alli, Gottwilsche Herr Dokter!
's würd is jo öbbe erlaubt sy am Fesli hüt z'obe mitz'halte
Un im Herr Dokter Strübi zuer neuen Ehr z'gratuliere?
Mer sy scho lang im Ruckstand, un hättenis solle bidangge
Für selli Bers in der „Madlee“, woner d'Markgröfler Zumpfere
Ufegstriche het, as e Deil vor Hochmuet schier gar verchlöpft sin.
Sell hetis halt vonem gfreut, un mer möchtenis gern revangschiere
Wenn er si nur nit so rar mache deht un au wiederemol cheemti.
Aber 's isch jo z'bigriffe: ä Heer in so noblige Umständ,
Wo mit em Kleist z'Mitag ist, un z'Nacht mit em Schiller duet schöpple
Het si Chopf näumen anderscht, un mir sin jetz 's fünft Rad am Wage.
Doch i mueß es no sage: mer hän en scho mengmol in Schutz gno
Wenn als d'Lüt so dumm glaaferet hän, un gmeint hän, me miessen
Absolut mit em Hebel vergliche, un gsait hän, der Hebel
G'fallene doch no besser, er syg halt doch finer un zarter,
Wil er eben ä Hebelgmüet haig, un der Burte syg rücher,
Un deht Sache dichte, wo mengmol der Lehrer nit druscheem.
„Schwäzet lei Dräcl!“ hani gsait, „das verstöhnder nit besser, ihr Dubel!
Mueß me denn allewil numme vergliche? 's isch alles hüt anderscht
As zue selbiger Zyt, wo der Hebel de Lörracher Buebe
d'Hösli spanne het miesse, un z'Wil im Pfarrhus bussiert het.
Hüt der Burte raucht stärkere Dubael, un raucht halt sie eigeni Sorte!
— 's Köchlis Cheemi rägge hütte au höher wie ammig —
Un für sell, wo Euch un im Lehrer nit recht in der Chopf will:
Doderfür het er der Dokterhuet kriegt! Un dodermi Punktum!“
Un jetz hätti gern grad uf selle honorige Staatshuet
Ä Markgröfler Maie gschteckt, as es eweng heimeliger usseech,
Wenn der Herr Dokter is öbben ämol ä Visite det mache.
Un jetz wotti no gärn im Name vo alle, wo do sin
Un eusi Sproch verstöhn, im Heer Dokter nonemol danke
Für das unvergänglich Denkmol, woner eus un der Markgröfler Heimet
In der „Madlee“ g'fetzt het, so treu un so schön und so lieblich,
Wie's eso e leis meh git in gegenwärtige Dage, —
Un er möcht nit böß sy, wenn's Danke nit eso schwungvoll
Ufeschunnt wienis gern möcht: i bi dersfür au te Burte!
Aber i hoff er nimmts a so fründlich un freudig wies gmeint isch.
So jez wäri glaub feerig — un do isch der Asteremaie —
Nämmesen zue Ihre Ehränz, mer wüsse as Sie's verdient hän.
Bliibe Sie g'sund un brav, Herr Dokter un gell: Nüt für unguet!

Zum Hermann Burte-Abend

am 27. November 1927

„I cha's nit sage, wie-ni sott,
Vergelt Ych's Gott, vergelt Ych's Gott!“
So hett der Dichter hütt fröh gseit,
und d'Träne sin em abefeit,
und Dank und Freud und Lieb und Luscht
henn gschüttlet an der Dichterbruscht.
Es hett en schier gar übermannt,
wo so viel Bolch us Stadt und Land,
vom Rebland, Schwüz und Wiesetal
sich gsammlet hett im Hirzesaal.
Es isch e schöni Ehrig gsi,
und wo-ni dodruf heimcho bi,
so hani hurtig für hütt z'Nacht
au no e weng e Sprüchli g'macht. —
Herr Burte, lofet, was i sag:
Mög Eue hüttige Ehretag
befruchtend sii für's Dichtergmüet,
mög no mengg schön und lieblich Lied
bitrage, Eure Ruehm z'vermehre,
dem liebe Gott und Euch zue Ehre;
der Himmel schenk' ich Muet und Ehrast
für Euri witteri Pilgerschaft
Fortuna gies uf Euer Huus
's Füllhorn voll Glück und Sege us!
E langi Red isch mir e Gruus,
drum isch jeh scho mi Sprüchli us. —

Steinen-Riehen

Karl Ringwald

An Burte

Dy Batter un Dy Muetter han i g'hennt
so guet wie Di —
am Suntig by der Ehrig han i denkt,
Gott segne sie — un Di — un ihri Rueh,
Un Dir brings Lebe Glück un Gunsch
Un Freud derzue —

I gunn Ders!

Saltingen zum „Hirschen“
30. November 1927

Ida Bed

Hermann Burte

(Zur Feier in Lörrach)

Wer ist der hehren Krone würdig heut,
Die in des Größten Namen sie vergeben?
Doch einer nur, der seinen Deutschen heut
In dieses Großen Geiste deutsches Leben.

Dem, wie einst Schiller, pocht ein deutsches Herz,
Der, wie ein Schiller, ringt um deutsche Ziele,
Der deutsche Leiden fühlt und deutschen Schmerz,
Der niemals untreu ward wie allzuvieler.

Gott grüß Dich, Hermann Burte, deutscher Mann!
Er steht zu Dir und Deinen stolzen Stürmen.
Sein Segen Deine Treue Dir gewann.
Er hilft Dir, Deine deutschen Burgen türmen.

Darmstadt

Rudolf Rindt

Eines Dichters Glückwunsch aus Basel

Burten der Schillerpreis*) — famos!
Man war doch nicht so echolos,
wie es der Ungebuld geschienen:
nun, Dichter, wohl bekomme es Ihnen!
Es schmunzelt überm Rhein dazu
freundnachbarlich die Schweizerluch

D. M.

*)Mit noch Zwein — seltsam Dreigestirn,
Die Nachwelt wird es schon entwirren!

An Hermann Burte

Schillerpreisträger

Du hast's erreicht! Zu des Parnassos Gipfel
Flogst Du hinauf, ein leuchtend Meteor,
Und sieghaft ragt nun Deines Lorbeers Wipfel
Aus uns'rem deutschen Dichterwald empor.

Wohl hat auch Dich als Träumer und als Tor
Belächelt einst so mancher Hans und Zipfel:
Ha! Hochbeglückt kam' sich nun Jeder vor,
Hätt' er nur Deines Feuergeists ein Schnipsel.

Schwingt gleich so weit jetzt über Deutschlands Grenzen
Sich hohen Flugs der Name Hermann Burte,
Und strahlt auch fernhin Deine Dichterkron':

Als schönster Stein in ihr wird stets doch glänzen
Die Liebe, die Dich knüpft mit festem Gurte
An's Alemannenland als treuesten Sohn.

Wehr/Baden

Dr. med. h. c. Georg Kerner

Für Hermann Burte

zum 27. November 1927

Dir liegt der Zeit Krankheit und Schwäche offen:
Der Dichter sei ihr Heiland, laß uns hoffen!
Mit Strenge muß den Spiegel er ihr halten
ihr Gott lebendig machen und gestalten,
er muß die Tiefen seines Volks beschwören,
bis er die Stumpfen zwingt, ihm zuzuhören.
Berufen ist er, ihm das Ziel zu zeigen,
unrettbar fällt, wer nicht gewillt zu steigen.
Der höchste Ton kann nur aus dem entspringen,
der sich das höchste Ziel gesetzt im Ringen.

Telegraphischer Glückwunsch aus Breslau von Dr. R.

Wetterleuchten

Badische Ballade aus der Franzosenzeit
(1796)

Volk drängt sich nachts längs den Arkaden
Ans Tor zum markgräflichen Schlosse.
Ein Leutnant wacht mit zehn Soldaten,
„Platz da“, ruft er, „für die Karosse!“
Leer rollt die Kutsche durch den Trubel
Zum Treppenturz des Hauptportals.
Vom Saal rauscht schmetternd Festesjubil,
Lusch für den Sieg des Generals.

Wie heißt der Held, den sie so feiern?
Er warf sie dem Konvent zu Füßen:
Pfalz, Baden, Oestrich, Schwaben, Bayern,
Er läßt sie hart die Notwehr büßen!
Das Fest verlärmt jetzt jäh im Schlosse,
Von Fackeln flammt die Halle loh,
Der Markgraf selbst führt zur Karosse
Den stolzen General Moreau.

Er lächelt gnädig aus dem Wagen,
Der Sandweg knirscht — die Säule schäumen,
Der Hof steht wie aus Stein geschlagen.
Karl Friedrich kehrt nach seinen Räumen,
Wachssterzen glühn im hohen Zimmer,
Stumm stehn zwei Männer dort allein.
Der Fürst schaut trüb im goldnen Schimmer,
„Was tun wir“, sorgt er, „Reißenstein?“

Im Frack spricht der Minister leise:
„Krieg droht der Welt rings als Zerstörer,
Wer ihn vermeidet — handelt weise!
Bleibt fern vom Kreise der Verschwörer!
Das Ziel der Menschheit liegt im Frieden!
Errichtet Schulen — lindert Leid,
Kämpft in den seelischen Gebieten,
Wo sich der Mensch vom Wahn befreit!“

„Zum Henter!“ braust der Prinz dazwischen,
„Wenn Völker um ihr Landrecht hadern,
Soll Baden feig im Trüben fischen?
Sanft g'nug fließt schon das Blut in Andern,
Der Zeitgeist wird es ganz verwässern:
Das baut den Staat auf schwankem Grund,
Frei durch Vernunft den Mensch zu bessern,
Am End wird draus ein feiger Hund!“

Zucht ist das Zauberwort der Größe,
Doch muß die Brust vom Feuer lohen,
Daß Tat sich stolz vom Alltag löse!
Wer zucht nicht hoch, wenn Feinde drohen?
Schlagt Lärm! Das Volk steht auf! Schwingt Fahnen!
Den Mann befreit nicht, was er weiß,
Scheut er den Freiheitskampf der Ahnen!
Der Prinz umkrampft den Degen heiß.

Karl Friedrich lauscht — ans Fenster tretend,
Dampf braust das Volk um die Arkaden,
„Mein Gott und Herr“ fleht er . . . leis betend,
„Führ' uns vom Zweifel weg zu Taten!“
Ein Windstoß heult — die Bäume schwanken,
Von stummen Wettern zucht die Nacht,
Als ob sich Sturm und Irrlicht zanken,
Bis loh ein Blitz . . . erlösend kracht!

(Aus dem Balladenbuch „Güter des Tals“)

Heidelberg

Urban Greif

Schule der Ehrfurcht

Von Major a. D. Walter Buch

„Wohlgeborene, gesunde Kinder bringen viel mit; die Natur hat jedem Alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht; öfters entwickelt sichs besser von selbst; aber eines bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu Mensch sei . . . Ehrfurcht.“

Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre II, 1.

„Wenn wir doch unser Militär wieder hätten! Das täte den Burschen gut. Gar keine Zucht haben sie mehr.“ Auf dem Bauplatz, dem Fabrikhof, in der Werkstatt sind diese Worte zu hören. — „Was, arbeiten soll ich? Wegen der paar Mark, die ich mehr verdiene, mich schinden lassen acht Stunden am Tag? Da geh ich lieber stempeln.“ Wie oft ertönt diese Weise in Dorf und Stadt, landauf, landab!

Eine heillose Seuche schreitet seit Jahren durch unser Volk, die Seuche des Mißtrauens. Krieg und Niederlage haben die Menschen derart reizbar gemacht, daß sie, sobald ihnen der Nächste nicht so begegnet, wie sie es erwarten, nur zu leicht den Andern zum Bösewicht stempeln. „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“, besagt ein alter, ewig wahrer Spruch. Wer aber bejaht, daß der Krieg Erzeuger höchsten Heldentums und tiefsten Opfermutes ist, der muß auch zugeben, daß er niedrigste Feigheit und habgierigste Gewinnsucht gebiert. Beides haben wir im letzten Jahrzehnt erlebt. Da heute den Meisten zu Heldentum und Opfermut die Gelegenheit zu mangeln scheint, werden ihre Kehrseiten deutlicher vor Augen gerückt. Und diese wieder erwecken das alles hemmende und störende Mißtrauen.

Wer die Stellung der einzelnen Menschen unseres Volkes zueinander betrachtet, wer ihre Stellung zum Staat als der Organisation dieses Volkes ansieht, erschrickt und muß bekennen, daß da von Ehrfurcht, auf die Alles ankommt, verzeuelt wenig zu spüren ist. Wer einwendet: „Wie willst du Ehrfurcht haben vor Menschen, die dich überall betrügen, vor einem Staat, der dich durch Jahre hindurch bestohlen hat?“ dem antworten wir mit Carlyle: „Jeder Mensch hat im tiefsten Herzen den Wunsch, das Gute zu tun, die Wahrheit zu fördern, damit er nicht zu Unrecht ein Abbild Gottes sei. Zeige ihm den Weg zu einer großen Tat, und wäre er ein elender Handlanger, er würde zum Helden werden. . . . Gelingt es dir, sein inneres Leben zu wecken, so schlägt eine Flamme hervor, die alles Niedrige und Gemeine verzehrt.“

Weite Kreise unseres Volkes erwarten ihr Heil von der Humanität, die irgendwoher kommen soll. Gar zu leicht wird jede unbequeme Maßnahme irgendeiner Stelle als inhuman bezeichnet. Daß der Mensch Ehrfurcht braucht, damit er nach allen Seiten zu Mensch sein könne, davon wollen die Wenigsten wissen. Und doch ist es so, daß Alles Große, was Jahrhunderte und Jahrtausende im Leben der Mensch überdauert hat, aus Ehrfurcht geboren wurde.

Wenn uns auch der Vertrag von Versailles mit seiner Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht hart traf, indem er uns der Waffe beraubte, die das deutsche Volk im Herzen Europas so notwendig braucht, so ist doch der Raub der Armee darum noch besonders schmerzlich, weil damit die Schule der Ehrfurcht verloren ging, in der jeder Deutsche im Dienst an der Gesamtheit des

Volkes geübt wurde. Was allein liegt schon in der Bestimmung des Wehrgesetzes, die dem überführten Verbrecher den Eintritt in das Heer verweigert. Es gab eine Zeit im deutschen Vaterlande, da der, der nicht zum Militär konnte, von den Arbeitskameraden entweder bemitleidet oder verächtlich angesehen wurde. Bei der Einstellung in ein Arbeitsverhältnis nach der Entlassung bedeutete das Dienstleistungszeugnis eine nicht zu unterschätzende Größe. Die Eintragung: Führung „gut“ empfahl den Antragsteller als ordentlichen fleißigen Menschen. Auch bei der Gründung des Hausstandes hatte es der „Gediente“ leichter. Er galt nicht nur als gesund, sondern auch auf Grund seiner Dienstzeit als ehrlicher Mensch. Und diese gegenseitige Achtung war etwas, das Leben und Umgang wesentlich erleichterte.

Die Abschaffung der Dienstpflicht darf aber nun keineswegs die Ursache sein, daß unser Volk ohne sein Heer nicht aus der Atmosphäre des gegenseitigen Mißtrauens und des Habers herauskommt. Wenn wir auch bestimmt erwarten können, daß wir Deutschen, umringt von einem Kranz von Staaten, die den letzten Mann zum Heeresdienst heranziehen, auch eines Tages wieder zur allgemeinen Dienstpflicht zurückkehren werden, so darf uns doch diese Hoffnung nicht verleiten, bis dahin die Hände in den Schoß zu legen und die Kinder nur als Einzelwesen mit einem auf sich selbst gerichteten Blick zu erziehen. Schon aus Selbsterhaltungstrieb (das Selbst in Hinblick auf unsere Nachkommen erweitert) dürfen wir nichts unterlassen, den Kindern Ehrfurcht und Achtung vor der Umwelt einzusößen. „Eines bringt Niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf Alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu Mensch sei . . . Ehrfurcht.“

Wenn eine Mutter an der Wahrheit dieses Satzes angesichts ihres Kindes zweifelt, weil dieses gerade in seinen jüngsten Tagen oft Ehrfurcht geäußert habe, so bleibt zu erwidern, daß eben die Mutter Ehrfurcht empfand vor diesem heiligsten Wunder der Schöpfung, und sich diese dem Kinde mitteilte. Eine gesunde Mutter, die ihr Kind als Gottesgeschenk betrachtet, wird immer so empfinden. Wo Eltern eins bleiben, wie sie eins waren bei der Zeugung des Kindes, wird nie ein Fragen entstehen im Kinde, ein Zweifeln, ob das wohl richtig sei, was die Eltern sagen und tun. Wo Eltern eins bleiben auf die Dauer, wie zu der Zeit, da sie es werden wollten, da wächst Ehrfurcht von ganz allein ohne besonderes Zutun, ohne Reden. Denn hier, beim Ursprung alles Lebens empfindet auch der Stumpfe die Göttlichkeit, da hört auch beim Weisen das Fragen auf: Woher? Warum? Da gilt ein stummes Beugen vor dem: Das ist!

Ohne Aufruf der Regierung strömte im August 1914 die deutsche Jungmannschaft von sich aus zu Millionen in die Kasernen. Ihre Väter und Großväter waren Soldaten gewesen. Sie Alle hatten die Uniform als Ehrenkleid betrachtet. Da wollten die Jungen nicht zurückstehen, jetzt, da es galt. Vaterlandsliebe, d. h. Ehrfurcht und Achtung trieb sie. Millionen Väter zogen ins Feld. Die Frauen mußten die Arbeit der Männer mit verrichten. Ungeheuere Arbeit wars. Zeit, sich um die heranwachsende

Jugend zu kümmern, blieb ihnen wenig. So verkümmerte die Ehrfurcht.

Wenn es eines Beweises bedurfte, daß sie Keiner mitbringt auf die Welt, der Krieg hat's bewiesen. Heute ist sie nur da noch vorhanden, wo die Frau die übermenschliche Kraft ausbrachte, sie ihren Kindern anzuerziehen neben der ungeheueren Arbeitslast, die sie mit der des abwesenden Mannes auf ihre Schultern geladen hatte. Sie dafür zu schmähen, daß sie es in der Mehrzahl nicht vermochte, wäre Verfündigung. Die deutsche Frau hat mit dem im Felde stehenden Manne gewetteifert, ihre Pflicht an ihrem Volke zu erfüllen. Daß sie daheim nicht Herr wurde, darf ihr Keiner verargen.

Wir, die wir aus dem ungeheuern Ringen des Weltkrieges zurückgekehrt sind an den Herd unserer Familie, wir haben die Pflicht, unseren Kindern aus dem großen Erleben des Krieges, aus dem reichen Born deutscher Geschichte das beizubringen, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten Mensch sei. Wenn erst wieder Ehrfurcht in unserem Volke zuhause ist, wird aus ihr Achtung vor dem Nächsten erwachsen. Achtung heißt nur das Ehrfürchtige. So führt der Weg zur Befreiung durch die Schule der Ehrfurcht.

Aus „Deutsche Zukunft“ Heidelberg

(Wir empfehlen diese ausgezeichnete Halbmonatsschrift allen Lesern bestens!)

Deutscher Glaube

Am Felskamm stand ich wild zur Mitternacht,
Und stumm versank der Forst ins dunkle Tal,
Als hielt ich starr am Grab des Volkes hier Wacht.

„Mein Gott und Herr“ schrie ich, „zeig mir den Gral,
Der uns vom Steintod dieser Zeit erweckt!“
Wie Bahrtuch hing die Luft im Sternensaal.

Da hat Gott vors Gewöll die Hand gereckt,
Sie hielt im Erdball steil das Kreuz umspannt.
Ich brach ins Knie und lauschte so erschreckt.

„Ihr Deutschen“, klang es ebern, „seid gesandt,
Was ihr getrennt habt, müßt ihr einigen,
Sonst wächst kein Leben mehr in eurem Land!“

Ich wand mich wie ein Schalk im Peinigen.
„Mein Gott und Herr“, schrie ich, „ich bin zu schwach:
Das Volk wird den Verfünder steinigen!“

Da kam Gotts andere Hand ins Erdgemach,
Sie hielt den heiligen Geist im Taubentkleid.
Sein Lichtflug wehte rings die Täler wach.

Ich aber bäumte mich zur Ewigkeit, —
„Mein Gott und Herr“, schrie ich, „zeig dein Gesicht,
Daß mich dein Leuchten zur Berufung weicht!“

Jäh schlug ein Blitz mir vor die Füße dicht,
Die Felsen zuckten rot in Blut getaucht,
Und Alles war auch wieder seltsam nicht.

Im Dämmer hat ein Baum vor mir geraucht,
Wie Opferdunst wob Harzgeruch im Raum,
Da hat der Morgenwind ihn kühl verhaucht.

Ich stieg zu Tal und dachte an den Traum — — —

Heidelberg

Urban Greif

Novemberstimmung!

Der November ist der trübste, der entsetzliche Monat im Jahr. Er geht den meisten Menschen „aufs Gemüt“!

Winter ist es noch nicht — Sommer ist es nicht mehr — also ein Zwitterzustand nervöser Art in der Natur. Raß — neidig — nebelig! — Und so werden auch die Menschen angesteckt mit diesen ungemütlichen Eigenschaften.

Das ist — Novemberpsychose! —

In der Politik — auch in der Weltgeschichte sogar — ist sie des öfteren festzustellen. Und sie führte meist zu Katastrophen. —

Wir wollen nicht in die ferne Vergangenheit zurückschweifen — wir wollen uns mit der Novemberpsychose in unserer neuesten Geschichte befassen. —

Man muß oft im Leben vergessen, — vergessen können, sonst wäre dieses ja überhaupt unerträglich! —

Aber es gibt Dinge, die man nicht — niemals — vergessen darf, selbst wenn man es könnte. Und zu diesen gehört in erster Linie jener unseligste aller Novembertage:

Der Neunte November! Der Tag der Revolution!

Dieser Tag, von dem es seit Jahren schon an gewissen Stellen merkwürdig still geworden ist, — der aber vor neun Jahren die aufgeweichten und verhetzten Massen auf die Marktplätze gerufen hat, ist für das deutsche Volk ein Tag tiefsten nationalen Unglücks geworden.

Nimmer wäre ohne ihn der „Friede“ von Versailles möglich gewesen. — Nimmer das Zerbrechen der ungeheuren Deutschen Volkskraft und die innere Zerrüttung der stolzen deutschen Armee, die mehr als vier Jahre einer Welt von Feinden standgehalten — unbeseigt! —

Und die ebensolange unser Vaterland freigehalten vom Feinde, der nach diesem Tage ungehemmt unsere deutschen Gauen übersfluten konnte, der heute noch nach neun Jahren unser Land besetzt hält! —

Trotz der „Vernichtung des Militarismus“! — Bei uns!

Was sollte der Neunte November — die Revolution dem deutschen Volke bringen? Friede — Freiheit — Brot!

Und was hat es ihm gebracht? — Haben wir Frieden? — Sind wir freier geworden? — Und wie steht es mit dem Brot?

Manche haben es freilich reichlich bekommen! — Aber das Volk? — Man frage es selber! Es trägt schwer unter der furchtbaren Last wirtschaftlicher Not, die der Neunte November ihm auferlegte! —

Und noch lange wird es zu tragen und zu seufzen haben unter dieser Last. — Denn Versprechen ist leichter als Erfüllen. — Und auch Jene, die so groß waren im Versprechen auf dem Markt — und dann so klein bei der Erfüllungsmöglichkeit, werden es nicht hineinführen in das gelobte Land, „darinnen Milch und Honig fließt“! —

Nicht mit großen Worten, sondern nur durch die zähe, ehrliche und opferwillige Arbeit Aller ist das Unglück — vielleicht — wieder gut zu machen. —

Oder müssen wir in unserer inneren Zerrissenheit und in verbohrtem Parteihass erst noch eine zweite — noch tollere — Umwälzung erfahren, ehe wir aus der Geschichte unseres Unterganges die gesunde Lehre ziehen?

Nach den Zeichen der Zeit scheint es fast so! —

Deshalb ist die Mahnung heute angebracht: Deutsches Volk, vergiß den Neunten November nicht!! —

Es ist natürlich im Lager der Novemberleute von allergrößtem Interesse, die Schuld an den heutigen verrotteten Zuständen dem „Alten System“, der „Wilhelminischen Ära“ zuzuschreiben.

Auch die Scheu vor der Erörterung der Kriegsschuldfrage hängt damit zusammen; sie wissen genau: mit dieser steht und fällt der Schwindel von den Segnungen der Novemberrevolution, die angeblich das „deutsche Volk“ gemacht haben soll! —

Werfen wir also einmal einen Blick hinter die Kulissen, — wo und wie es gemacht worden ist! —

Da ist zunächst das große Fragezeichen: Hindenburg und der Kaiser am neunten November! —

Es gibt wohl nur einen Tag in Hindenburgs Leben, den die besten Deutschen gerne gestrichen sähen: eben diesen Novembertag! — Und noch heute sagt so mancher Getreue, das Eine sei nie zu begreifen: wie damals Hindenburg dem Kaiser nicht den Rat geben konnte, an der Spitze des geordneten Heeres in die Heimat zurückzukehren; denn dann wäre uns doch viel Bitteres erspart geblieben und vor allem das Versailler Diktat an ein durch die Revolution entnervtes Volk. —

Zu dieser schweren Frage gibt „Einer der dabei war“ (einer unserer hervorragendsten Publizisten, der als „Rumpelstilzchen“ eine glänzende Klinge schlägt und wohl der von den Gegnern Bestgehaßte ist) — uns neue Gesichtspunkte über jene Begebenheiten und die Persönlichkeiten, die — aktiv und passiv — an ihnen teil hatten:

„Es ist vielleicht an der Zeit, die Schleier von diesen Dingen zu heben. Es mag zum ersten mal veröffentlicht werden, was allen getreuen Kopfschüttlern Klarheit bringen wird:

Hindenburg, der in seiner Treue nie gewankt, weder dem Volke, noch auch dem Monarchen gegenüber, hat damals die schwersten Stunden seines Daseins durchlebt. Die Meldung der Generale, daß das Heer unerschütterlich zum Kriegsherrn stehe, wurde von Groener, (dem damaligen General und Vertrauensmann (!) der Genossen — D. M.) mit den düsteren Worten pariert: „Ich habe andere Nachrichten!“ In diesem Augenblick wußte niemand, daß Groeners Nachrichten nicht von der Front stammten, sondern von sozialdemokratischen Abgeordneten in Berlin.

Auch hatte Groener offenbar schon alle entsprechenden Befehle vorbereitet. Schon am nächsten Morgen erhielten die Truppen seinen Erlaß, daß sie die rote Flagge führen dürften. Inzwischen überstürzten sich die — erlogenen — Meldungen aus der Heimat über Blutbad und Bürgerkrieg und über die Besetzung aller Rheinbrücken durch die Revolutionäre.

Man stand im Hauptquartier unter dem Eindruck, dem auch Hindenburg sich nicht entziehen konnte, daß Deutschland mit rasender Geschwindigkeit bolschewistischen Zuständen entgegenreibe; und man wußte doch, daß in Rußland die ganze Zarenfamilie niedergemetzelt worden war. — Sollten die Hohenzollern, der Kaiser und der Kronprinz, dem gleichen Schicksal anheimfallen? Hindenburg wurde am 10. November frühmorgens von der Tatsache überrascht, daß der Kaiser in der Nacht, auf falsche Nachrichten hin, in dem Gefühl, sich selber zum Opfer zu bringen, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, die holländische Grenze passiert habe. Aber er atmete auf: „Der Kaiser, der Kaiser gerettet!“

(Darf es heute nicht das deutsche Volk als eine Gnade von Gott empfinden, daß seine Geschichte nicht wieder von Kaisermord besetzt wurde! — der größten Schmach aller Völkergeschichte!! —)

Und nun mußte es an die Rettung des Volkes gehen. Auch da versagte Hindenburg nicht. Das

Heer wurde geordnet zurückgeführt. Es zerriß die roten Fahnen, die es bei der Heimkehr vorfand. Seine Besten stellten sich freiwillig gegen die Spartakisten zur Verfügung. So wurde Deutschland vor dem Bolschewismus bewahrt. —

Wir vergessen schnell!

Heute kann schon überall erzählt werden, die Sozialdemokratie habe mit starker Hand das Chaos verhindert. Du liebe Güte! Scheidemann hat selber einmal in einem Berliner Blatt es beschrieben, wie unsterblich und flüchtig deren „Regierung“ in jenen Zeiten war; wie er und Fritz Ebert über Zäune kletterten, an Häusern entlangschlichen, durch Hinterhöfe entwichen und, wenn sie überhaupt von irgendwo telephonieren konnten, um Entsatz durch Offiziere des alten Heeres telephonierten. — Von denen allein sie noch Rettung vor ihren Freunden und Genossen erhoffen konnten! —

Novemberpsychose! — Das deutsche Volk aber lerne aus den Lehren des Neunten November! — A.

Geschichten vom Hohenwald

Streifzüge

Der Bläsihofsbuur

(Schluß aus letzter Nummer)

Nachdem mir der alte — immer noch in Rührung versunkene Dorfschulmeister, der jetzt die dankbarere Aufgabe hatte, Bierbeiner, statt Zweibeiner zu hüten und zur Weide zu führen — frei nach dem Worte der Schrift: „Der Herr ist dein Hirte, — dir wird nichts mangeln — Er weidet dich auf grüner Au!“ — diese anekdotenhafte Geschichte erzählt hatte — nachdem der lange Leichenzug mit dem Bläsihofsbuur an der Spitze sich im Tal verlaufen hatte — hinter der Sentung langsam aufgelöst — sahen wir eine Weile und fannen — bewältigt vom Erleben! — Vom Augenblick und — vom Anblick! —

Alle diese Menschen hatten ihn gekannt — lang — lang! — den Bläsihofsbuur! — Der Erste unter ihnen. — Und nun gingen sie hinter seiner Bahre? — War denn das möglich?! —

Eine Weile — wir rauchten wie die Kohlenmeiler, um unsere Stimmung zu verbessern, und der Alte brachte sein „Brännts“ zum Vorschein, — den ich dankend ablehnen mußte, — lauschten wir noch den leise verklingenden Glockenklängen aus dem Tal. —

Dann schlug ich meinem alten Lebensphilosophen kräftig auf die Schulter:

„Aufrecht Alter! nicht schlappmachen, — als alter Soldat! — Und der da unten geleitet wird als ein Toter um den sie weinen, ist ja ein glücklich Heimgegangener. — Gibt es etwas köstlicheres als die Heimat? —“

Und schließlich ist ja der Tod die Krönung des Lebens, — weil er die Erlösung ist von seinem Leid — von seiner Last — von seinem Schmutz!“ —

Also sprach ich zum Hirten am Waldrand, und dem rann langsam ein klarer Wassertropfen aus dem Auge. — Er drückte meine Hand mit einer Kraft, die ich ihm niemals zugetraut hätte.

Und dann sagte er einfach und schlicht, als ob sich das von einem Viehhirten am Bergrand zwischen Herrischried und Hogschür vonselbst verstände, den immerwieder wundervollen Spruch:

„Was wir bergen in den Särgen

Ist der Erde Kleid —

Was wir lieben, ist geblieben —

Bleibt in Ewigkeit!“ —

„Seht was ein Mensch!“ — Mit mistigen Stiefeln sitzt da ein Achtzigjähriger am Waldrand zwischen einer Herde Rindvieh, schaut bedürfnislos in die Tiefe des Tales, nach den Höhen der Berge, ist ein getreuer Hirt seiner Herde, und sorgt, daß ihm im ganzen Jahre keines fehle! —

Möchten doch die Hirten, so die Menschenherde hüten sollen, auch so — werden! —

Aber die wollen ja von Naturphilosophen nichts wissen. — Der Alte am Waldrand bemüht sich gerecht zu sein. — Die Selbstgerechten bemühen sich, die Ungerechtigkeit ihrer Mitmenschen festzustellen und schreiten einher wie die Hohenpriester: „Herrgott ich danke Dir!“

Aber der Alte am Wald hat die schönere Philosophie! Wir sahen uns in die Augen, drückten uns die Hände und — schwiegen. —

Kreisender Vogelschrei, der uns aufsehen und auffahren läßt, schallt aus den Lüften. — Vergessen ist Stimmung und Trauer. — Da naht das Leben! —

Ein junger Sperber jagt hoch und schlank in den Lüften.

Hinter ihm, — über ihm — unter ihm eine Wolke von Krähen, die ihn mit wüstem Geschrei verfolgen. —

Zwölf gegen Einen! —

Der Edle gegen das Gefindel! —

Noch ist er nicht völlig flügge — er taumelt, aber unentwegt stößt er den Notruf aus — macht beängstigende Sturz- und Steilflüge, um die Feinde zu täuschen und abzulenken, und landet zum Ende zwischen den zementenen Horizontalbalken einer Hochspannungsleitung.

Sitzt nach oben und unten gesichert gegen die Angriffe des trotz der Ueberzahl minderwertigen Feindes.

Stößt seine hellen Fanfaren aus: wie im „Fridericus Rex!“ —

Das Auge des Alten an meiner Seite wird hell wie eine Fünfzigkerzenlampe. —

„Daa chönet Sie jeh öbbis erläbe, wo Sie nie wieder fäh'n!“ sagte er und ich erkannte in diesem Augenblick, daß der Mann nicht nur Schulmeister in Entgleisung, — Rindviehhirt und Philosoph, sondern auch — Jäger war. —

Es war eine Jagd auf Tod und Leben — denn die Krähen sind — in Scharen — die Totfeinde des Edelfalken. — Es ist ja wohl unser im Volksmund bekannter Sperber. —

Die Schwarzfräcke stießen in wütender Wucht auf den in sicherer Deckung Sitzenden. — Konnten ihn nicht fassen! —

War gedeckt durch gute Wehr! — —

Und immer kreischender — immer heller — immer wütender und zugleich rufender wurde das Todesgeschrei des Sperbers. —

Mein Alter zog ein altes Fernglas aus der Manteltasche.

„I verstand gar-itte, worum si itt chömet!“ —

Warum sie nicht kommen — Wer sind denn „Sie“ —?

„Die Alte!“ —

Und er äugte scharf nach dem Waldrand, ich folgte seinem Blick.

Da — ein zweistimmiger gellender Pfiff — und wie zwei Pfeile schossen die schlanken Flieger über uns hin — unglaublich schnell, wie ich noch keinen Vogel fliegen sah.

Das ging mitten hinein in den Krähenschwarm. — Dort erhob sich ein tolles Angstgeschrei und die Federn flogen wie schwarze Schneeflocken nach allen Seiten.

Drei von den Ueberrumpelten fielen zu Boden, die andern zogen lärmend ab. —

Dann zogen die drei Sperber nebeneinander, — der Junge in der Mitte, — die Alten liebevoll besorgt — in prächtigem Fluge dem Walde zu.

Ich aber erzählte dem Alten von dem Heidedichter aus dem Norden, der solche Bilder sah! — C. W.